



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Nabl, Franz: Charakter : aus den Aufzeichnungen eines Landedelmannes

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ersten gewesen war, hatte drei Töchter, „Damen (wie Helbig, sächsischer Legationssekretär in St. Petersburg während der letzten Regierungsjahre Katharinas der Zweiten berichtet), von deren Reizen und Galanterien die alten Höflinge in Petersburg noch jetzt zu erzählen wissen“; sie machten die glänzendsten Partien, und die mittlere von ihnen, die wie ihre schöne Großmutter Matrjona hieß, wurde die Frau des Sergius Saltykow, „bekannt durch seine Schönheit und seine Liebeshändel, besonders — am Hofe —“ (so mit den Gedankenstrichen bei Helbig); denn vor der Ehe, im Jahre 1753, war er mit der Großfürstin, der spätern Kaiserin Katharina der Zweiten, in inniger Freundschaft verbunden. Katharina schenkte im Herbst 1754 einem Sohne das Leben, dem Kaiser Paul unseligen Andenkens.

Der Kaiser Paul ist der Stammvater aller Glieder des regierenden russischen Kaiserhauses.



Charakter

Aus den Aufzeichnungen eines Landedelmannes

Von Franz Nabl



Es war im Juni jenes denkwürdigen Jahres, in dem ich den Entschluß gefaßt hatte, ein paar Wochen an irgendeinem anderen Fleck der Erde zu verbringen als auf meinem Gute. Aus mir selbst heraus hätte ich diesen Entschluß wohl kaum gefaßt, aber in bestimmten Zwischenräumen überkommt mich eine ganz merkwürdige Stimmung, in der es mir geradezu unmöglich erscheint, mein Leben nach meinem eigenen Willen zu leben. Jedes Vertrauen zu mir selbst verschwindet aus mir, ich verliere die Fähigkeit, mich zu meinen Mitmenschen in irgendein Verhältnis zu setzen und Wert gegen Wert zu halten. Ich sehe mich — nur mir selbst überlassen — immer tiefer und tiefer sinken und zuletzt gänzlich verkommen. Es ist begreiflich, daß ich in solchen Zeiten von jedermann sehr leicht zu beeinflussen bin und daß ich mich an jedes Wort, an jeden hingeworfenen Rat anklammere, als könne ich mich dadurch vor dem sicheren Verhängnisse retten.

Damals, in jenem denkwürdigen Jahre, wurde dieses Wort von meiner Tante ausgesprochen. Von der freundlichen Erzellenz tante, die die Herzensgüte selbst war und nur die eine Gewohnheit hatte, ihr Haar — obwohl sie schon fünf- oder sechs- und sechzig Jahre alt war — noch immer rotblond zu färben und ihr liebes, faltiges Gesicht mit einer ganz feinen, beinahe bläulich schimmernden Schicht zu überziehen. Ich konnte niemals herausfinden, ob diese Schicht nur aus Puder oder aus ganz zart hingehauchter Schminke bestand.

Ich war nach Wien gefahren, ohne einen bestimmten Zweck, ohne daß irgend eine Besorgung mich hingelerufen hätte, wohl nur aus kaum bewußter Angst vor mir selbst und aus Sehnsucht, wieder einmal unter Menschen zu kommen. Und nun saß ich bei meiner Tante und hatte mit ihr schon eine gute halbe Stunde von meinen gottseligen Eltern gesprochen und von allerhand Menschen, Tieren und leblosen Gegenständen, die mit uns und unserer Vergangenheit in irgendeinem Zusammenhange standen.

Eine Zeitlang blieb es dann still zwischen uns und endlich blickte mich die Tante aufmerksam, ja beinahe prüfend an.

„Ich verstehe dich eigentlich nicht, Erich —“ sagte sie mit einem leisen Kopfschütteln.

Es gibt aber nichts Qualvolleres, als wenn einem zu einer Zeit, in der man sich selbst nicht versteht, auch noch ein anderer zuruft: „Ich verstehe dich nicht!“ Man sieht darin eine Bestätigung der eigenen, geahnten Nichtswürdigkeit und Bedeutungslosigkeit, und man versinkt noch tiefer in seine Selbstverdamnung und Verzweiflung.

Trotzdem fragte ich mit einer Art von verbissener Rechthaberei:

„Wieso?“

Meine Tante hielt den Blick noch immer auf mich gerichtet.

„Ich begreife nicht, daß du das Leben da draußen auf die Dauer aushältst.“

So lächerlich es auch klingen mag, diese Worte genügten, um mich förmlich zusammenzureißen. Ich konnte nichts mehr sagen und saß ganz still und geduckt wie ein Kind, das sich einer Unart überführt sieht und jetzt voll Ergebenheit alle Vorwürfe und in Gottes Namen auch Prügel abwartet. — — —

„Du mußt dir ja doch zum Ekel werden! . . . Was machst du denn eigentlich die ganze Zeit? . . . Für Bücher hast du ja nie eine besondere Vorliebe gehabt! . . . Irgendeine Liebhaberei kennst du auch nicht! . . . Was treibst du denn? — Du wirst mir doch nicht einreden wollen, daß du dich mit der Bewirtschaftung des Gutes beschäftigst!“

„Nein.“

„Du empfängst einmal in der Woche oder ich weiß nicht wie oft die Berichte deines Verwalters, und gibst dann Verfügungen und Anordnungen, die dir in den Mund gelegt werden. Und das ist alles!“

Die Tante hatte recht. Sie war ja einigemal mit dem Erzellenzonzel bei mir zu Gast gewesen und hatte die ganze Wirtschaft kennen gelernt. . . Ich schwieg noch immer.

„Wenn die gottselige Johanna“ — das war meine Mutter — „sehen könnte, wie du lebst, sie würde sich im Grabe umdrehen! . . . Wenn du schon nach keiner ernstern Beschäftigung Verlangen hast, so schau' dich doch wenigstens in der Welt und unter den Menschen um! . . . Du warst ja noch nirgends, du hast ja noch nichts kennen gelernt! . . . Und je älter du wirst, desto schwerer beweglich wirst du auch! . . . Wer weiß denn, ob nicht vielleicht doch irgendeine —“ die Tante konnte für das, was ihr vorschwebte, keinen geeigneten Ausdruck finden und schmalzte ungeduldig mit dem Mittelfinger gegen den Daumen der rechten Hand — „. . . ob nicht irgend etwas in dir verborgen liegt, was deinem Leben einen tieferen Gehalt geben kann, wenn es aufgeweckt wird und Anregung findet! . . .

Grenzboten III 1910

62

Aber wenn du immer nur da draußen sitzt, . . . wenn du keine anderen Verhältnisse aufsuchst, keine anderen Menschen! — . . . Von selbst kann so etwas natürlich nicht kommen, mein lieber Erich!"

Da glaubte ich wieder einmal den Grund meiner Unzufriedenheit, meiner seelischen Verstimmung gefunden zu haben und eine Rettung erschien mir nur dann möglich, wenn ich den Rat meiner Tante befolgte. Und zwar lieber heute als morgen, denn ich hatte den Eindruck, als könne es schon in kürzester Zeit zu spät sein, und dieser Gedanke trieb mir das heiße Blut in die Wangen.

* * *

Drei Tage später saß ich in Duino. Es war erst Ende März und noch sehr kalt und rauh, weil ich aber um jeden Preis schon in die Welt hineinfahren wollte, mußte ich mich nach Süden wenden. Um nun wenigstens nicht gleich und ohne jeden Übergang in die fernste Fremde ziehen zu müssen, wollte ich für diesmal die Grenzen meines Vaterlandes nicht überschreiten. Ich graste also die Küste der Adria ab, machte ein paar ganz überflüssige Bekanntschaften, lernte alte Ruinen und neue Hotels kennen und dann im Mai, als es mir dort unten zu heiß und zu staubig wurde, fuhr ich nach Wien zurück. Dort wollte ich diesen Monat verbringen, der die Stadt noch schöner werden läßt, als sie es an sich schon ist, der ihre letzten großstädtischen Merkmale verwischt und ihre mächtigsten, prächtigsten Gebäude zu heiteren, in blühende Gärten eingebetteten Lustbauten macht.

Ich ging zu den Rennen in den Prater, ich nahm teil an geselligen Veranstaltungen und mußte mit Leuten, die ich längst vergessen hatte, so verkehren, als hätte ich sie gestern oder vorgestern zum letzten Male gesehen. Bei einem Frühlingsfeste aber fuhr ich mit meiner Tante in einem blumengeschmückten Wagen und die fünf- oder sechszehnjährige Frau trug zu ihrem rotblonden Haar und ihrem geheimnisvoll überhauchten Gesicht einen ganz hellen, mit blaßlila Flieder bekränzten Hut und ein weißes, durchsichtiges, spitzenüberrieseltes Kleid. Wir warfen kleine Sträußchen nach den Wagen vorbeifahrender Bekannter und ebensolche Sträußchen wurden uns zugeworfen, aber die meisten Blumen verfehlten ihr Ziel und fielen auf die staubige Fahrbahn. Dort wurden sie zermalmt und zerstampft, wenn nicht Kinder und halbwüchsige Vorstadtmädchen aus den Reihen der Zuschauer hervorbrachen und die welken Sträuße mit Lebensgefahr zwischen Wagenrädern und Pferdehufen herausholten.

Die Tante, der es vor einigen Wochen offenbar ein Triumph gewesen war, mich befehrt zu haben, fragte plötzlich mit unverkennbarer Genugtuung:

„Wie fühlst du dich jetzt, lieber Erich?"

Ich war aber jetzt ein ganz anderer als damals. Ich hatte alles Vertrauen zu mir selbst wiedergewonnen und war im Augenblick ein sehr zufriedener Mensch. Ich lehnte mich also ganz behaglich im Wagen zurück, und während ich irgendein paar Komtessen Skalowiz einen Maiglöckchenstrauch zuwarf, sagte ich:

„Wie kann ich mich schlecht fühlen, wenn ich weiß, daß ich morgen um diese Zeit wieder zu Hause sein werde!?"

Nach einem langen Stillschweigen sagte die Tante:

„Mit dir ist nichts mehr anzufangen.“

Dann sagte sie überhaupt nichts mehr.

Als ich am nächsten Tage in die Nähe meiner Station kam und die längst bekannten Baumgruppen, Wiesen und Ackerstreifen wieder erblickte, als mein Schloß wieder vor mir auftauchte, sich scharf abhebend mit seinem roten Ziegeldache von dem schwarzblauen Hintergrund des leicht ansteigenden Föhrenwaldes, da klopfte mir das Herz wie einem dummen Buben und ich hatte ein Gefühl, als müsse ich im nächsten Augenblick in Tränen ausbrechen. Als aber auf dem Platz vor dem Stationsgebäude der alte Peter auf mich zutrat, der schon meinen gottseligen Vater gefahren hatte, da konnte ich mich nicht länger beherrschen und streckte ihm in überquellender Herzlichkeit die Hand entgegen. Obwohl ich wußte, daß ich ihm kaum etwas Ärgeres antun konnte. Denn er war noch einer von den ganz Alten. Tief eingefressen in den steifen Brauch und bis auf Blut und Knochen überzeugt von der Notwendigkeit einer haarscharfen Rangeinteilung der Menschen. Diener war Diener, Herr war Herr und da gab es kein Hinüber und Herüber. Und nun war es sehr seltsam anzusehen, wie er eine Sekunde lang seine beiden Arme eng an den Leib angepreßt hielt und erst dann ganz langsam und nur mit krampfhaft überwundenem Widerwillen mit seiner Hand die meine berührte. Dabei blickte er aber verstohlen nach allen Seiten, ob nicht jemand diesen ganz ungehörigen Vorgang beobachte.

Der kleine Ort, zu dessen Häupten mein Schloß liegt, hat zwei Hälften. Die eine ist ein armseliges, schmutziges Dorf. Niedrige, schiefe Häuser mit durchfaulten Schindeldächern stehen zu beiden Seiten der Straße, ihre Fenster sind vielfach zertrümmert und die Böcher in den Scheiben nur mit ölgetränktem Papier verklebt. Zwischen den Häusern ziehen sich halbverfallene Mauern oder Bretterplanen hin, und steht einmal ein Einfahrtstor offen, dann sieht man immer das gleiche: einen morastigen Hofraum mit einem Misthaufen, aus dessen Wurzeln eine jauchartige, braune Flüssigkeit bis auf die Straße hinaus sickert. Und in diesem Unrat bewegen sich ein paar Hühner von unbestimmbarer Farbe oder ein schmutzfarrendes Schwein. — Die zweite Hälfte des Ortes, am Fuße des Schloßberges, hat saubere Häuser mit netten, bis an die Straße reichenden Vorgärten, hat auch ein paar zierlich aufgebaute Villen und liegt ganz eingebettet in einem scheinbar zusammenhängenden, einzigen Obstgarten.

An jenem Tage der Heimkehr aber erschien mir auch die untere, schmutzige Hälfte des Ortes freundlich und anheimelnd. Und als aus einem der Gehöfte ein Röter herausfuhr und hinter dem Wagen herklaffte — was mich sonst wahn Sinnig machen kann —, schnalzte ich ihm sogar aufmunternd zu. Dann weiter oben, zwischen den netten Häusern und den ordentlich gehaltenen Gärten kam ein schmerzliches, wehmütiges Gefühl über mich. Denn all die zahllosen Obstbäume standen schon in sommergrünem Laubschmuck und ich hatte sie — wenigstens in diesem Jahre — nicht blühen gesehen. Das aber kam mir jetzt wie eine Sünde vor und ich tröstete mich nur in dem Gedanken, daß ich dieses wunderherrliche, endlose Blütenmeer all die Jahre hindurch gesehen hatte und daß ich es in Zukunft nie wieder veräumen wollte.

Ich erkannte aber ganz deutlich, daß der Mensch nur an einer Stätte leben soll, daß er diese Stätte kennen soll zu allen Zeiten und allen Stunden. Im Winter Schnee und im Lenz erwachen, in Sonnenglut und im Herbst sterben. Dann wird jeder Baum, jede Wiese, jeder Stein und jeder Wasserlauf zum mitlebenden

und mitfühlenden Wesen und wandelt und neuert sich und altert und stirbt so wie der Mensch selbst mit den Menschen. Wenn die Natur nicht so wird und wer sie nicht so kennt, der darf niemals sagen: Ich habe eine Heimat.

Am nächsten Tage nahm ich das Gewehr und ging in meinen Wald. Während ich die Wiesenlehne, die den Schloßpark begrenzt, langsam hinaufstieg, brannte die Sonne so heiß auf mich herab, daß ich meinte, die Hitze käme nicht von außen, sondern dränge aus meinem Innern heraus und sammle sich auf meiner Rückenhaut zu einem sengenden Glutherd. Im Föhrenwalde wurde es nicht kühler, nur war die Hitze hier dumpf und tot und nicht so lebendig wie draußen unter freiem Himmel. Aber ich fühlte es nicht und war sehr glücklich, denn hier konnte ich die versäumten Frühlingstage nachholen. Hier gab es keine Bäume und Sträucher, die ihre Blüten schon verloren hatten, und kein Krautwerk, das schon zu müdem Sommergrün aufgewuchert war. Die Föhren mit ihren Nadeln standen nicht anders da als wohl vor einem Monat und das scharfe, harte Gras am Boden blieb immer das gleiche. Neu und jung war nur der prachtvolle Geruch, den der Föhrenwald — und nur der Föhrenwald — ausstrahlt, wenn die Sonne zum erstenmal wieder mit voller Glut auf ihn niederbrennt. Dieser Geruch, der aus dem innersten Lebensmark der Bäume herauszuquellen scheint und tiefer in Brust und Lungen eindringt als jeder andere Hauch, ja der beinahe mächtiger ist als unser Atem, weil wir zu fühlen meinen, wie er weiter ausstrahlt in unsere Gliedmaßen, bis in die Zehen und Fingerspitzen. — —

Die endlosen Getreide- und Kartoffelfelder haben keinen Reiz für mich. Ich bekümmere mich nicht um sie und betrete sie nicht, außer im Spätsommer und im Herbst, wenn über den Stoppeln die Feldhühnerjagd anhebt. Alles, was zu ihrer Bewirtschaftung gehört, überlasse ich meinem Verwalter, und sollte ich auch von vorn und hinten betrogen werden, wäre es mir noch immer lieber, als ich müßte mich selbst mit Ausfaat und Schnitt und Dreschmaschine abgeben.

Meinen Wald aber liebe ich. — Ob ich ihn recht bewirtschaftete, weiß ich nicht. Ich glaube sogar kaum. Aber ich liebe ihn, er ist mein und ich beschütze ihn. Und als mir einmal mein Förster den Vorschlag machte, die Bäume zur Pechgewinnung zu verwerten, hätte ich ihn beinahe entlassen. Denn es gibt nichts Sammervolleres als diese armen, halbentblößten Stämme, die in eine Schüssel aus ihrer eigenen Haut ihr Blut aufsaugen und sammeln müssen. Nur ein schmaler Streif ihrer Rinde wird ihnen vergönnt, wie eine einzige, schwächige Ader, und durch sie soll aller Lebenssaft aufsteigen zu den Kronen und sie müssen verkümmern, ohne sterben zu können.

Wenn ich über eigenen Grund und Boden durch meinen Wald gehe, dann habe ich ein Königsgefühl. Alle Stämme, die rings um mich aufragen von der Wurzel bis zur Krone, sind mein Eigentum, und weil ich sie so ganz genau kenne, daß sie mir zu mitlebenden Geschöpfen geworden sind, erscheinen sie mir als Menschen, als meine Untertanen. Ich liebe sie, aber wenn ich wollte, könnte ich sie auch zu Boden schlagen und niemand dürfte dazwischen treten, denn ich bin der Herr. Ich habe Macht über Leben und Sterben. So gehe ich durch meinen Wald wie durch mein Reich und alles, was man meinen Bäumen antun will, erscheint mir wie ein Verbrechen, das an einem lebenden Menschen begangen werden soll. Darum bedarf ich auch aller Selbstbeherrschung, wenn ich Kinder

und arme Leute beim Abbrechen von Ästen oder zur Erdbeerzeit beim Betreten einer jungen Baumschonung überrasche. Ich könnte sie schlagen und mit einer Peitsche vor mir hertreiben. Denn ich habe das Herrengefühl in mir. Ein Gefühl, als ob es hier auf meinem Grund und Boden, in meinem Wald, keine Richter über mir gäbe.

Ich war auf einen weiten, rechteckigen Schlag hinausgetreten. Die „alte Eiche“ hieß es an dieser Stelle und weiß der Himmel, woher die Benennung kam. Eichen hatte es hier jedenfalls seit Menschengedenken nicht gegeben. Vor drei Jahren war der Föhrenwald geschlagen worden und ich hatte die Blöße nur zum Teil mit jungen Bäumchen bepflanzen lassen, die jetzt kaum handbreit über den Boden aufragten. Dafür hatte ich ein paar Wildäcker angelegt, leuchtend grüne, regelmäßige Streifen, sonst aber mochte wuchern und wachsen, was wollte und konnte. Da kam denn all jenes verfilzte, dichte Buschwerk und Kraut, darin sich das Wild am liebsten seine Äsung sucht. Erdbeeren hatten den Boden wie mit einer Decke überzogen — sie trugen jetzt zahllose weiße Blüten —, Krauseminze und Vermutkraut wucherte darüber hinaus und um die alten Baumstümpfe waren Brombeerstauden gewachsen mit weitverzweigtem Geranke. Wo aber der Unterwuchs ein wenig höher und schattender stand, da streckten die Maiglöckchen ihre Blütenstiele aus hellgrünen Blättertütchen, wie kleinwinzige Telegraphenstänglein mit zierlichen, weißen Porzellanknöpfchen.

Als ich nun auf dem Wege stand, der den Schlag in zwei beinahe gleiche Hälften teilt, und über das sonnenbeschienene Blühen hinblickte, hörte ich plötzlich im Walde Hundegebell. Jenen unverkennbaren Laut, den der Hund nur dann ausstößt, wenn er einem Wilde auf frischer Fährte folgt. Und im Augenblick war alle Heiterkeit und Zufriedenheit aus mir geschwunden. Eine plötzliche Wut überkam mich, ich riß das Gewehr von der Schulter und spannte beide Hähne.

In der ersten Zeit, nachdem das Gut in meinen Besitz übergegangen war, hatte ich auf meinen Waldgängen sehr viele jagende Hunde niedergeschossen. Die Ortsbewohner, denen die Tiere meist gehörten, haßten mich deshalb geradezu, aber als ich ihnen dann anderweitig manches Gute tat, mußten sie einsehen, daß ich die Hunde nicht zum Vergnügen, nicht aus Bosheit niederknallte. Sie begannen ihre Köter besser zu überwachen oder überhaupt im Hofe an die Kette zu legen und mein Wald mit seinem Wild hatte Friede. Und jetzt, gerade jetzt in der Stunde der besten Freude an meiner Wiederkehr, meinem Wiederbesitz mußte so eine Bestie daherkommen und mir alles zerstören.

Das Gebell verstummte für ein paar Augenblicke und gleichzeitig kam rechts von mir ein Hase aus dem Wald heraus, lief quer über die Wildäcker und dann in einer Entfernung von kaum dreißig Schritten an mir vorbei ins Unterholz. Und wieder schlug der Hund an — diesmal in nächster Nähe — und dann sah ich ihn auch auf der Hasenfährte aus dem Wald herauskommen. Es war ein semmelbrauner Dackel, und wie er so mit seinen kurzen Beinen, die Nase am Boden, forthaspelte, hatte sich sein linkes Ohr umgestülpt und lag fest an den Kopf gepreßt.

Als er, noch immer laut gebend, an mir vorbeikam, schoß ich ohne einen Augenblick zu überlegen, und da war es, als hätte er mit einem flachen Gegenstande der ganzen Länge nach einen Schlag erhalten, der ihn aus seiner Lauf-

richtung hinaus und zu Boden warf. Nur ein kurzes, jäh abbrechendes Geheul stieß er noch aus.

Während ich auf ihn zuing, hörte ich aus dem Walde den Ruf einer hellen, angstvollen Stimme.

„Krap! Krap!“

Also Krap heißt die Bestie, dachte ich, als ich vor ihm stand. Er fletschte mir, ohne sonst eine Bewegung zu machen, die Zähne, dann rückte er noch ein paarmal den Kopf hin und her, als wolle er sich in die Erde einwühlen, und ein feiner Blutfaden rieselte aus seinen Nasenlöchern. — Er war verendet. Das linke Ohr aber lag noch immer umgestülpt und an den Kopf gepreßt, so wie zuvor während des Laufens. . . .

Plötzlich hatte ich, ohne hinzusehen, zu meiner Rechten die Empfindung eines lichten Gegenstandes. Als ich mich umwandte, sah ich kaum zehn Schritte von mir entfernt ein junges, ganz hell gekleidetes Mädchen auf einem Baumstrunk sitzen, die linke Hand gegen einen vorspringenden Teil des Baumstocdes gestützt, die rechte von rückwärts gegen das Genick gepreßt. Sie war trotz des hellen Sonnenscheins, der ihre ganze Gestalt umfloß, blaß bis in die Lippen und starrte an mir und dem verendeten Hund vorbei ins Leere.

Ich ging sogleich auf sie zu und küftete den Hut.

„Sie müssen verzeihen, aber . . .“

Sie schüttelte, noch immer ohne mich anzusehen und mit hart aufeinandergepreßten Lippen, den Kopf. Dann sagte sie ziemlich leise:

„Bitte . . . lassen Sie mich allein . . . Mir wird schlecht.“

Wenn einem Menschen in meiner Gegenwart unwohl wird, dann wird mir meist auch übel, oder ich bekomme doch zum mindesten ein sehr elendes Gefühl. Krampfhaft trat ich noch einen Schritt näher an sie heran.

„Kann ich Ihnen nicht vielleicht helfen?“

Sie schüttelte wieder den Kopf und endlich sagte sie, schon mit einem deutlichen Ton der Ungeduld in ihrer Stimme:

„Bitte, lassen Sie mich in Ruhe!“

Ich zuckte hilflos die Achseln.

„. . . Wenn Sie erlauben, werde ich Ihnen die Frau meines Waldhegers schicken. Mit einem Glas Wasser . . . oder Milch.“

Dann ging ich nach dem etwa zehn Minuten entfernten Wohnhause meines Waldhüters. Ich hatte aber beim Weggehen das Grüßen vergessen. — — —

Nach Hause zurückgekehrt, erfuhr ich von meinem Diener, der sich während meiner Abwesenheit zur Genüge im Dorf herumgetrieben hatte, daß das Mädchen jedenfalls die Tochter eines verwitweten, pensionierten Offiziers sei. Er sollte Kleinert heißen und sich in einem der besseren, villenartig ausgebauten Bauernhäuser am Fuße des Schloßberges zum Sommeraufenthalt eingemietet haben.

Am Nachmittag erschien auch der Waldheger im Schloß und berichtete, seine Frau habe das Mädchen auf dem Schlag nicht mehr angetroffen, nur der Hund habe noch dort gelegen und sei von ihm selbst verscharrt worden. Dabei überreichte er mir das vernickelte Kettenhalsband des Dackels, auf dessen Schild eingraviert stand: Krap, — Major Kleinert.

Noch an demselben Tage schickte ich das Halsband an den Major und legte einen Brief bei. Ich entschuldigte mich nicht — denn dazu hatte ich ja durchaus keinen Grund —, ich drückte nur mein Bedauern aus, seiner Tochter und wahrscheinlich auch ihm einen Kummer zugefügt zu haben.

Schon am nächsten Tage erhielt ich die sehr höfliche, nur ein wenig förmliche Antwort des Alten. Einer Entschuldigung — er mußte es also doch so aufgefaßt haben — hätte es durchaus nicht bedurft, er selbst stehe als leidenschaftlicher Jäger vollständig auf meinem Standpunkte, und im übrigen seien ja an vielen Stellen meines Reviers Warnungstafeln angebracht, die das freie Umherlaufen von Hunden verböten. Wenn seine Tochter nicht darauf geachtet habe, so sei dies nur ihre eigene Schuld, und ich könne in keiner Weise für das Geschehene verantwortlich gemacht werden.

Somit schien nach außen hin alles erledigt zu sein, aber innerlich konnte ich mit der leidigen Geschichte nicht fertig werden. Ich mußte immer daran denken, daß die Verhältnisse im Hause dieses pensionierten Majors jedenfalls keine besonders glänzenden waren und daß ich dem Mädchen wahrscheinlich sein einziges, bescheidenes Vergnügen geraubt hatte. Ich konnte die Erinnerung an ihr blaßes, entstelltes Gesicht nicht loswerden, dabei plagte mich aber unausgesetzt das Verlangen, dieses Gesicht auch dann kennen zu lernen, wenn es froh und ungequält in die Welt blickte.

Der Zufall wollte es, daß meine Dachshündin Senta vor etwa fünf Wochen Junge geworfen hatte. Mit einem raschen Entschlusse suchte ich den schönsten Rüden aus der kleinen Gesellschaft heraus und wanderte mit ihm den Schloßberg hinunter ins Dorf.

Der alte Major saß gerade im Vorgarten des Häuschens, wo er sich eingemietet hatte, und las irgendein sehr konservatives Blatt. Als er mich eintreten sah, wußte er sogleich, wen er vor sich hatte, und empfing mich sehr höflich, aber doch mit stark merkbarer Zurückhaltung. Wie man eben einen Menschen empfängt, den man im Recht weiß, der einem aber eben dadurch, daß er sein Recht behauptete, irgendeinen Schmerz zugefügt hat. Erst als ich ihn ersuchte, seiner Tochter den jungen Dachshund als Ersatz anbieten zu dürfen, wurde er etwas wärmer und rief das Mädchen aus dem Hause. Auf seinen Ruf erschien Susanne — so hieß seine Tochter — in der Tür. Sobald sie mich erblickt hatte, blieb sie stehen, und ich fühlte ganz deutlich, daß sie nicht gleich wußte, wie sie sich mir gegenüber benehmen solle. Aber bevor sie sich noch in irgendeiner Weise entschließen konnte, trat ich auf sie zu und hielt ihr den Hund entgegen.

„... Vielleicht kann er Ihnen für den Verlust einen kleinen Ersatz gewähren ...“

Sie schüttelte wieder den Kopf, genau so wie damals auf dem Schlag, als ich ihr meine Hilfe angeboten hatte. Dabei blickte sie aber freundlich auf den Hund und ich fühlte, wie froh sie war, für ihre Augen einen Anhaltspunkt gefunden zu haben.

„Es ist sehr freundlich von Ihnen,“ sagte sie dann ganz langsam, „aber ich kann den Hund nicht annehmen.“

„Warum?“

„Ich will überhaupt kein Tier mehr haben. Nie mehr. . . . Man hängt sein ganzes Herz an so ein Geschöpf, und schließlich geschieht dann doch wieder etwas . . . und es steht weiß Gott nicht für den Kummer, den man hat.“

„Wollen Sie also, daß ich mir die ganze Zeit wie ein Verbrecher vorkomme?“

Jetzt schlug sie zum erstenmal die Augen voll zu mir auf.

„Wieso? . . . Sie waren doch im Recht.“

„Ja! Leider! . . . aber trotzdem — bitte, tun Sie es mir nicht an.“

Dabei drängte ich ihr den Hund förmlich auf. Und sie nahm ihn. Sie senkte wieder die Augen und sagte ganz einfach:

„Danke.“

Ich fühlte mich geradezu erleichtert und fuhr mir wie nach einer glücklich vollbrachten schweren Arbeit mit der Hand durchs Haar.

„Vielleicht können Sie ihn so lieb gewinnen wie den Straps.“

„O nein! das nicht!“ — und dann fügte sie gleichsam begütigend bei: „wenigstens nicht gleich.“

Der Major hatte während unseres ganzen Gespräches schweigend und die Hände auf den Rücken gelegt dagestanden. Er mußte fühlen, daß es eine Angelegenheit war, die nur wir beide miteinander ins Reine bringen konnten. Aber jetzt, nachdem wir unser Geschäft glücklich zum Abschluß gebracht hatten, forderte er mich auf, doch einen Augenblick bei ihm Platz zu nehmen. Ins Haus wolle er mich nicht führen, denn die gemietete Wohnung sei nicht genügend repräsentabel. Wir setzten uns, auch Susanne blieb bei uns und hielt den jungen Hund am Schoß, wo er unter leisem Streicheln bald eingeschlafen war.

Da der Major mir in seinem Schreiben mitgeteilt hatte, daß er selbst Jäger sei, brachte ich das Gespräch natürlich gleich auf die Jagd, und da schien es, als hätte ich auf einen Knopf gedrückt, der einen ganzen Mechanismus in Bewegung setzt. Der Alte begann zu erzählen, ohne jemand anderen zu Wort kommen zu lassen, aber es war ganz unterhaltend, zuzuhören. Sein Regiment hatte während seiner Dienstzeit auch in Bosnien gestanden und so wußte er manches Neue und Merkwürdige von der Jagd in diesen damals gleichsam noch auf einem anderen Erdteil gelegenen Ländern zu berichten.

„Wenn ich hoffen dürfte, Sie gelegentlich einmal in meinem bescheidenen Wiener Heim zu begrüßen,“ meinte er schließlich, „könnte ich Ihnen meine Trophäen zeigen. Es sind wirklich ein paar sehr schöne Stücke darunter.“

Ich pflege sonst bei derlei flüchtigen Bekanntschaften sehr vorsichtig zu sein und alle Anspielungen auf ein Weiterspinnen des Verkehrs zu überhören. Aber damals sagte ich sogleich zu und war auch tatsächlich entschlossen, den alten Offizier einmal im Herbst oder im Winter zu besuchen. Dabei streifte ich Susanne mit einem Blick, aber sie hatte unser Gespräch, das ja eigentlich nur aus den ihr jedenfalls schon zum Überdruß bekannten Jagdgeschichten des Alten bestand, nicht mehr verfolgt und spielte mit dem Hund.

Beim Abschied forderte ich den Major auf, wenn es ihm Vergnügen bereite, in meinem Revier ein paar Rehböcke abzuschießen. Ihre Gehörne würden zwar einen Vergleich mit den von ihm in Bosnien erbeuteten Trophäen nicht aushalten, aber immerhin könne er sich auf eine ihm angenehme Weise ein paar Stunden im Jagd vertreiben. Da war er ganz außer Rand und Band, wollte meine Hand

gar nicht mehr loslassen, erkundigte sich nach Tod und Teufel und schließlich versprach ich ihm, noch heute einen Jäger zu schicken, der ihn zur Birsch abholen sollte.

Als mir Susanne die Hand zum Abschied reichte, sah ich sie endlich so, wie ich sie während dieser ganzen Tage hatte sehen wollen: heiter und zufrieden, ja sogar mit einem Schimmer von Freundlichkeit im Gesicht.

* * *

Ich will jetzt ganz kurz bemerken, daß ich mich nach wenigen Wochen mit der Majorstochter verlobte. Diese Einzelheiten unseres Näherkommens tun hier nichts zur Sache, auch dürfte es dabei nicht anders zugegangen sein wie in neunundneunzig von hundert ähnlichen Fällen. Im übrigen war ja nicht meine Verlobung mit Susanne Kleinert der Grund, um dessentwillen ich diese Aufzeichnungen niederschreibe.

Nach meinem Wunsche hätte unsere Hochzeit schon im Sommer gefeiert werden sollen, der Alte aber und das Mädchen hielten, die Vermählung bis zum Herbst aufzuschieben, da sie noch manches in Ordnung zu bringen hatten.

Sie waren jetzt häufig meine Gäste, der Major kannte mein Revier schon in- und auswendig und rannte die ganzen Tage mit dem Gewehr herum, Susanne und ich — wir sprachen von unserer Zukunft. Und da war es mir eine herzliche Freude, daß sie meinen Wunsch teilte, den größten Teil des Jahres hier auf dem Lande zu verbringen. Auch im Winter.

Wir saßen halbe Tage lang im Schloßpark oder gingen im Schloß von Stockwerk zu Stockwerk, von Zimmer zu Zimmer und besprachen, wie wir alles einteilen und benützen wollten. Und hatten wir schließlich nichts mehr zu beraten, dann zogen wir durch den Wald und ich zeigte ihr meine schönsten Bäume, meine liebsten Plätze.

Während einer solchen Waldwanderung gelangten wir auch in die Nähe jenes Schlages, wo ich den Dachshund Kraps niedergeschossen hatte. Ich wollte den Platz um keinen Preis betreten und fühlte, daß auch Susanne widerstrebte und ihren Schritt verlangsamte. Und doch gingen wir beide hin. Beide aus jenem verbissenen Trotz, der einen oftmals zwingt — auch wenn man es durchaus nicht nötig hat —, etwas Unangenehmes und Peinliches aufzusuchen. Und ganz so, wie es uns mit unseren Bewegungen ergangen war, erging es uns auch mit unseren Gedanken und Worten. Wir mußten um jeden Preis von jener leidigen Geschichte zu sprechen beginnen.

Und da geschah es, daß Susanne mich fragte:

„Hättest du den Hund damals auch niedergeschossen, wenn du gewußt hättest —?“

Sie vollendete nicht und sah mich ruhig an.

Und ich antwortete, ohne zu überlegen:

„Nein. Was fällt dir denn ein.“

Dann gingen wir weiter durch den Wald und sprachen wieder von ganz anderen Dingen. — — —

Und am nächsten Tage kam dann das Merkwürdige, das Unverständliche; kam jener Brief, den ich bis zu meiner letzten Stunde aufbewahren werde und der auch jetzt, während ich diese Aufzeichnungen niederschreibe, vor mir auf dem Tische liegt.

„Lieber Freund!

Du magst Dich gestern gewundert haben, daß ich auf dem Heimwege vielleicht etwas schweigsamer war als sonst und daß ich mich auch früher von Dir trennte als an anderen Tagen. Sei mir deshalb nicht böse und verzeihe mir auch, wenn ich Dir mit den folgenden Zeilen vielleicht einen sehr großen Schmerz zufüge. Es fällt mir am leichtesten, wenn ich es Dir gleich und rund heraus sage: ich hebe meine Verlobung mit Dir auf.

Ich bitte Dich inständigst, mache keine Versuche mich umzustimmen. Denn wenn es Dir auch gelingen könnte, noch eine Annäherung zwischen uns zustande zu bringen, so wäre sie nur eine rein äußere und nur für den Augenblick. In meinem Innersten würde immer ein Stachel zurückbleiben, der in unserer Ehe ein vollständiges Aufgehen des einen in dem anderen — ohne welches ich mir ein Zusammenleben nicht vorstellen kann — unmöglich machen müßte.

Es fällt mir furchtbar schwer, Dir die Gründe für meinen Entschluß auseinander zu setzen, ja ich habe einen förmlichen Widerwillen dagegen, aber ich fühle, daß ich es Dir schuldig bin.

Als ich Dich gestern fragte, ob Du den Hund auch dann niedergeschossen hättest, wenn Du gewußt hättest, in welchem Verhältnisse wir einmal zueinander stehen würden, antwortetest Du mir mit: Nein . . . Im Augenblicke erschien mir diese Antwort auch ganz natürlich. Aber schon auf unserem Heimwege drängte sich mir die Überlegung auf und ich erschrak förmlich über die Selbstverständlichkeit, mit der Du mir geantwortet hattest. Mir wurde plötzlich ganz kalt bei dem Gedanken an dieses: „Nein! was fällt Dir ein!“ . . .

Du hast damals eine Grausamkeit begangen. Denn eine Grausamkeit ist es unbedingt, wenn man ein Tier, das einem Naturtrieb folgt, einfach umbringt. Eine solche Grausamkeit kann nur dann entschuldigt werden, wenn sie aus einem Rechte heraus verübt wird. Aus einem Recht, welches in Vernunftgründen wurzelt. Und das glaubte ich von Dir. Bis gestern. Aber gestern erkannte ich, daß Du meinen Hund nicht aus Rechtsgefühl, sondern nur aus Laune erschossen hast. Denn wenn jemand irgend etwas das eine Mal tut, das andere Mal aber ganz dasselbe, aus was immer für Gründen, nicht tut — dann ist dieses Begehen und Unterlassen kein Recht, sondern nur Laune. Und ich würde niemals den Gedanken loswerden können, mit einem Menschen zusammen zu leben, der imstande ist, aus Laune eine Grausamkeit zu begehen.

Du wirst jetzt vielleicht sagen: Gott sei Dank, daß ich mich mit dieser Person noch nicht fürs Leben gebunden habe. Und das wäre mir eigentlich sehr lieb, denn dann wüßte ich, daß ich Dir keinen allzu großen Schmerz bereite. Es würde mich aber doch auch freuen, wenn Du mich verstehen oder wenigstens nur ahnen könntest.

Leb' wohl, Erich, und wenn Du manchmal an die Susanne denkst, dann tu es nicht mit allzu viel Spott und Geringschätzung!

P. S. Den Dackel, den Du mir geschenkt hast, behalte ich trotz alledem.“

*

*

*

Dieser Brief verblüffte mich derart, daß ich an dem Tage, an dem ich ihn empfing, gar nicht daran dachte, eine Aussprache mit Susanne zu suchen. Als

ich am nächsten Tage hinging, erfuhr ich, daß der Major mit seiner Tochter schon zeitig am Morgen abgereist war.

Ich weiß nicht, wie sie ihren ganz nüchtern und alltätlich denkenden Vater so vollständig auf ihre Seite ziehen konnte, daß er nicht einmal durch einen Brief wenigstens seinerseits eine Verständigung herbeizuführen suchte. Ich bin den beiden nie wieder im Leben begegnet und weiß nicht, was aus ihnen geworden ist. Ich weiß seit jenem Erlebnis nur, daß es zwischen dem sogenannten Charakter und zwischen Überspanntheit keine deutliche, unverrückbare Grenze gibt.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

In der Kolonialpolitik können wir von der kommenden Reichstags-session wohl die Erledigung schwebender Fragen erwarten, nachdem es dem neuen Staatssekretär gelungen ist, die Gouverneursposten von Südwestafrika und Kamerun in befriedigender Weise neu zu besetzen. Ehe wir auf diese Gouverneurswechsel eingehen, müssen wir ein paar Worte über den neuen Staatssekretär vorausschicken. Mit einiger Beflissenheit ist bei Dernburgs Abgang immer wieder versichert worden, daß der Wechsel in der Oberleitung der Kolonialverwaltung an unsrer Kolonialpolitik nichts ändern werde. Das dürfte, wenn wir die Dinge rein mechanisch betrachten, zutreffen. Einen äußerlich erkennbaren „neuen Kurs“ werden wir nicht bekommen. Aber der Geist unsrer Kolonialpolitik dürfte doch ein anderer werden. Herr v. Vindequist huldigt in verschiedenen kolonialen Lebensfragen andern Anschauungen als Herr Dernburg. Und eben wegen dieser Anschauungen ist seine Wahl besonders freudig begrüßt worden. Es hieße die Fähigkeiten des neuen Staatssekretärs heruntersetzen, wenn wir ihm zumuten wollten, einfach den Nachläufer Dernburgs zu spielen. Wir wissen, daß er über die Eingeborenenpolitik anders denkt als Dernburg, und daß ihm ausgesprochenenmaßen die Besiedlung möglichst großer Gebiete unsrer Kolonien mit Deutschen am Herzen liegt. Und während Dernburg ein entschieden autokratischer Charakter war und sich nur selten dreinreden ließ, liebt der neue Staatssekretär mehr die freundschaftliche Fühlungnahme mit den in Frage kommenden Kreisen.

Diese seine Wesensart kommt auch in der Wahl der neuen Gouverneure für Südwest und Kamerun zum Ausdruck. Gouverneur Seitz hat in Kamerun mit den Anfielern in selten gutem Einvernehmen gelebt und die auch dort vorhandenen Gegensätze geschickt auszugleichen verstanden. Man sieht ihn dort ungern scheiden. Unter seiner Leitung hat in Kamerun die wirtschaftliche Entwicklung einen bemerkenswerten Aufschwung genommen, der nicht zum wenigsten seiner Politik des Entgegenkommens zuzuschreiben ist. Sein Nachfolger Dr. Gleim ist ein durchaus